

Illustrirtes Sonntagsblatt

Beilage zum
„Rheingauer Beobachter“.
Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Elberfeld.
Verlag von Edwin Moser's Buchdruckerei, Elberfeld a. Rh.

Vier Könige.

Kriegsroman von A. Gaber.

(Fortsetzung.)

10

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein. Der Rittmeister hatte von Zeit zu Zeit einiges, das ihm bemerkenswert schien, vorgelesen, als er plötzlich das Blatt sinken ließ und sich zu straffer Haltung emporreckte.

„Ich werde demnächst auch wieder zur Front zurückkehren. In zwei Wochen denke ich selbstdienstfähig zu sein. Der Arzt hat es mir heute bestätigt, und ich habe sogleich mit meinem Regimentskommandeur telefoniert. Die Freude war natürlich groß. Aber diesmal geht's nach dem Osten. Mein Regiment steht in den Karpathen.“

Rose hatte die Augen weit aufgerissen und mußte vor Staunen kein Wort zu sagen. Das hätte sie nimmermehr erwartet. Ihre Gedanken waren einen ganz anderen Weg gegangen, wenn sie den Gast mit ihrer Mutter zusammen beim Schachspiel sah.

Nach den Karpathen? Aber da liegt ja Schnee! Da brauchen Sie doch eine Winterausrüstung, einen Pelz und Baschli und Schneeschuhe. Das müssen Sie sich doch erst alles anfertigen lassen,“ sagte sie eifrig.

„Liebes Fräulein Rose, danach geht es nicht. Dafür ist gesorgt. Solche Dinge giebt's vorrätig.“

„Sie freuen sich wohl recht, von uns fortzukommen?“ fragte Rose ein wenig spitz.

„Es waren glückliche Stunden,“ sagte Frau Berthold leise und kämpfte wider gegen die aufsteigenden Tränen an.

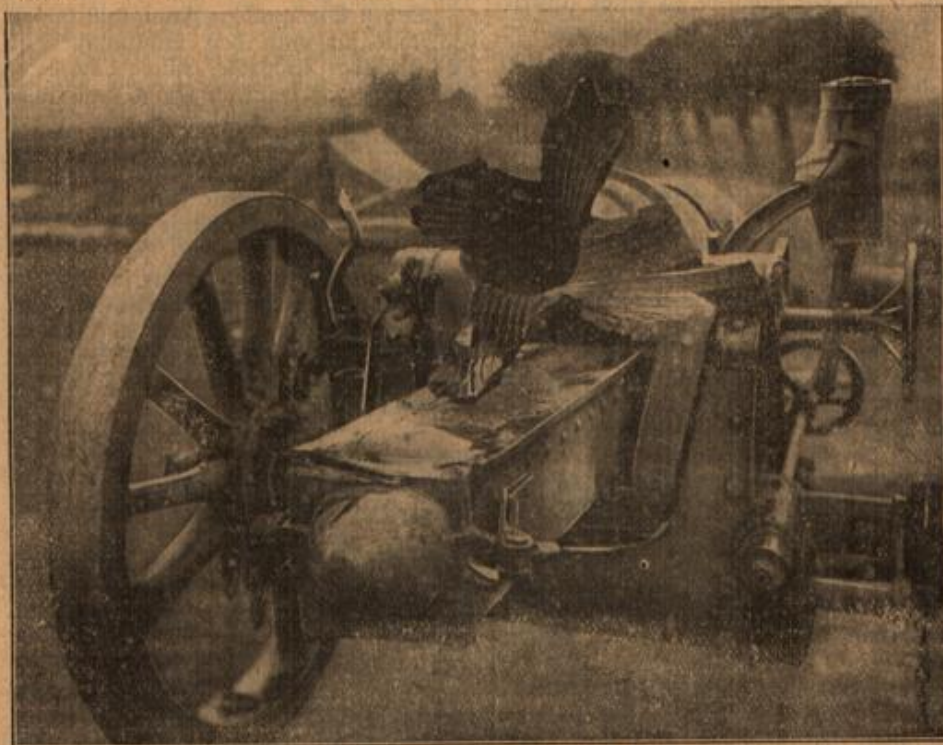
„Ja, es waren glückliche Stunden, die ich hier verleben durfte,“ entgegnete der Rittmeister und mußte sich, seiner Stimme Festigkeit zu geben. „Aber wir haben jetzt keine Zeit, um glücklich zu sein im alther-

gebrachten Sinne. Jetzt heißt die Losung: Den Feind niederzwingen, damit uns ein langer, ehrenvoller Friede gesichert sei!“ Rose erhob sich und legte ihre Arbeit zusammen.

„Ich muß schnell einmal zu Fräulein

Frau Leonie Berthold schrat leicht zusammen, als der Rittmeister das Schachbrett zwischen ihnen aufstellte und dabei die im Kasten befindlichen Figuren aneinander klappern ließ.

„Meine gnädigste Frau,“ sagte er mit



Ein interessantes Deutestück.

Phot. Eiko-Film.

Unsere Abbildung zeigt ein russisches Geschütz, das die Oesterreicher bei Lemberg erbeuteten und durch einen österreichischen Vortreffer vollständig zer Sprengt wurde. Die Wirkungen dieses Vortreffers kann man sehr gut auf unserem Bilde erkennen.

Schroth gehen,“ sagte sie. „Die Welle reicht nicht. Sie hat einen großen Posten eingekauft und gibt mir davon ab.“ „Du mußt aber bald zurück sein,“ mahnte die Mutter. „Es wird schon dunkel.“

komischer Verzweiflung, „ich bitte um Vergebung wegen meiner Ungeschicklichkeit. Ein alter Soldat muß seiner Freude in etwas deutlicher Weise Ausdruck geben.“ Sie blickte still vor sich hin.

Er klapperte wieder mit dem Schachbrett.

Die Trommel gerührt, das Pfeifen gespielt — „Freuen Sie sich denn nicht auch, gnädige Frau!“

Sie sah ihn mit erblaßtem, traurigen Gesicht an.

„Ja? — Ja glaubte, Sie würden Ihr Verweilen hier als Genesungsaufenthalt betrachten, und nicht nur als eine — Uebergangsstation —“

„Oho, erlauben Sie,“ rief er und begann die Figuren aufzustellen. „Das hat alles seine volle Richtigkeit. Ich bin, dank Ihrer vorzüglichen Pflege hier, so schnell gesund geworden, daß ich noch zu den Freuden des Winterfeldzuges zurechtkomme. Sie haben es ja darauf angelegt, mich recht bald wieder los zu werden, da Sie mich so über alle Maßen gut verpflegten. — Nun ist es so weit —“

Sie schwieg. Aber ihre Hand zitterte, als sie den Springer ergriff, um ihn auf weiß zu setzen.

Der Rittmeister begann leise den Desfaneer Marsch zu summen. Was war das heute für ein seltsames Spiel! — Die schöne Partnerin schien wirklich nicht recht bei der Sache zu sein. Er sah sogar einmal, daß sie das Taschentuch an die Augen führte.

Aber darauf konnte er jetzt keine Rücksicht nehmen. Das war wie im Dienst. Voller Ernst, heilige Hingabe gehörten zur Sache. Was man beginnt, das muß man auch so gut wie möglich zu Ende führen.

Aber sie spielte heute wirklich schlecht —

Als Leonie einmal die Augen hob, sah sie, wie ein Lächeln um des Rittmeisters Lippen glitt, das nicht frei von Spott war. Er schien sich köstlich zu amüsieren.

Sie war empört. So rücksichtslos wäre Theo niemals gewesen, daß er sie zwang, etwas zu tun, was ihr sichtlich widerstrebte, und daß er sich belustigte, wenn sie unglücklich war.

Der Wunsch, der Wille erwachte in ihr, diese Partie zu gewinnen, um jeden Preis. Gerade die heutige Partie!

Mit kühler Ueberlegung erwog sie die Chancen, die sich ihr noch boten. Es stand sehr schlecht um ihren König; aller ihrer Kraft, ihres konzentrierten Denkens, ihres ganzen Scharfsinnes würde es bedürfen, um zuletzt als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen.

„Ich muß siegen —“

Hatte sie das laut gedacht? Oder war es ein Zufall, daß ihr Partner soeben, wie zur Antwort wiederholte: „Wir müssen siegen!“

Der Rittmeister hatte sofort gemerkt, daß das Spiel der schönen Frau aufmerksam, durchdacht geworden war. Einige Male mußte er sogar ihrem Scharfsinn hohe Anerkennung zollen. Aber — sie gewinnen lassen? —

Um keinen Preis!

Es war für ihn eine Ehrensache, daß er siegte. Gerade heute. —

Mit scharfer, erbitterter Gegnerschaft wurde der Kampf zwischen den beiden Parteien ausgefochten.

Eine Stunde währte das Spiel — da tat der Rittmeister den letzten Zug.

„Schach dem König!“

Sie sah da, die Finger im Schoß verschränkt; ergebungsvoll, milde.

Eine so tiefe Betrübnis war in ihr, daß sie der Ausgang des Spiels nicht einmal zum Lachen reizte, wie es sonst der Fall war, wenn sie einmal verloren hatte. Sie dachte nur immer das Eine: „In zwei Wochen verläßt er mich. — Er freut sich darauf. Und ich bin dann wieder — allein —“

Sie senkte die Stirn, als laste darauf eine Krone der Schmerzen. „Weder Glück noch Stern —“ fuhr es ihr durch den Sinn.

Es tat ihm weh, als er sie so stumm und verzweifelt sitzen sah, und daß sie gar nichts von der Freude wußte, die ihn durchglühte und alle seine Nerven anspannte. Behutsam, fast zärtlich griff er nach ihren feinen Händen und zog sie an seine Lippen.

„Sie haben mir so viel Glück geschenkt, gnädige Frau, daß ich mein ganzes Leben lang an der seligen Erinnerung zu zehren haben werde“ — sagte er herzlich. „Glauben Sie mir, — wir Soldaten sind von festerem, herzhafterem Stoff als andere Leute, aber das warme Empfinden geht uns dennoch nicht verloren, wenn es auch manchmal unter rauher Schale verborgen ist. Die Pflicht ruft mich an meinen Posten zurück, und ich folge ihr gern. Aber daß ich von hier scheiden muß, das schmerzt mich trotz alledem.“

Und da sie immer noch schwieg, fuhr er fort:

„Sehen Sie, gnädige Frau, nun kommt das, was für mich das Schlimmste ist. Das furchtbar Traurige. Alle die Kameraden, welche das trauliche Heim, häusliches Behagen und die Gesellschaft der ihnen teuren Menschen gegen den rauhen Dienst im Felde eintauschen, können sich sagen: „Ueber eine kleine Weile kehrt du hierher zurück, wenn der Allmächtige es will.““

Sie begann zu zittern. Hastig entzog sie ihm ihre Hand und preßte sie vor das Antlitz, das von Tränen überströmt war.

„Warum wollen Sie nicht wiederkommen? Sie sehen doch, daß auch ich einsam und verlassen bin! Es wäre doch so schön — so schön —“

„Leonie,“ sagte der Rittmeister leise und seine Stimme vibrierte. „Wäre das denn wirklich schön, wenn ich hierher zurückkehrte — wenn ich ein Recht hätte dazu —?“

Mit ängstlicher Spannung forschte sein Auge in ihren Zügen, über die er plötzlich ein Lächeln gleiten sah, mild wie ein Sonnenstrahl.

„Es gäbe für mich nichts Schöneres.“

Mit sanfter Gewalt zog er die Behebende an seine Brust, und sie küßte mit selbigem Glück, daß der Druck seines Armes wieder stark und kräftig geworden war. Wirklich, sie konnten die Rollen tauschen, denn nun war sie es, die bei ihm Halt und Stütze, und Schutz fand vor den Stürmen, die ein ganzes Leben lang an ihrem Herzen gezerrt hatten.

Ihr Leben sollte fortan getragen sein von der glückbringenden Sorge um ein geliebtes Wesen, dem sie die ganze Fülle der Hingabe weihen durfte, die sie bis jetzt nach hundertfältiger Richtung hin zerplittert hatte. Und sie würde glücklich

sein in dem Bewußtsein, daß jemand draußen im Kampfe mit Liebe an sie dachte, und mit geheimem Sehnen.

Bevor der Rittmeister auf's Neue in's Feld zog, sollte die Kriegstraumung stattfinden. —

Fräulein Olga Schroth befand sich wieder einmal auf dem Wege zu ihrer Freundin Therese Viers.

Ihre Zeitung hatte an diesem Morgen eine sehr aufregende Neuigkeit gebracht. London war in Angst und Schrecken versetzt worden durch die Erscheinung eines Fliegers, der einige Male die City umkreiste hatte und dann wieder südwärts geflogen war. Manche meinten, es sei ein Trugbild gewesen, eines jener Phantasiegebilde, die aus überreizten Nerven geboren und weiter getragen werden, um Tag und Nacht zu schüren; ein Trugbild, das ängstliche Gemüter genarrt hatte, vielleicht auch irgend ein Vogel, dessen Umrisse infolge des Nebels um das Behn-fache vergrößert erschienen.

Aber es gab Andere, die diese Annahme bestritten und sagten, daß es ein deutscher Flieger gewesen sei, der eine Erkundungsjahrt gemacht habe und nun bald mit einem ganzen Heere anderer Flieger über der Stadt erscheinen werde, um Tod und Verderben über sie hinzustreuen.

Fräulein Olga traf die Freundin beim Lesen von Briefen, die soeben mit der Post eingetroffen waren — und sie sah, daß ihr alter Grundsatz: „Das Glück kommt selten allein,“ sich wieder einmal voll bestätigte, — denn von allen vier „Königen“ war gleichzeitig Nachricht gekommen, sodaß die kleine Mutter sich vor Seligkeit kaum zu fassen wußte und froh war, als die Freundin kam.

Zuerst war es der Brief von Eberhard, den Fräulein Olga mit inniger Nüchternheit las. Und sie meinte, der Brief klinge wie ein Roman, so wunderbar sei alles. Wie seltsam, daß Eberhard durch Gottes Fügung gerade auf die Hazienda der reichen Maud Diggs geführt wurde, und wie gut war es, daß die Mutter ihm von den Verratsplänen geschrieben hatte. Nun konnte er der schönen Maud von dem Bruder erzählen und ihr Herz für ihn gewinnen, bevor sie ihn jemals gesehen hatte!

„Wer weiß, ob Theo sie überhaupt zur Frau haben will, er hat noch niemals davon gesprochen, daß er heiraten möchte,“ warf Frau Viers ein.

Olga lächelte überlegen. „Warum soll er nicht heiraten wollen,“ fragte sie. „Er hat nur noch keine Zeit gehabt, um auf die Brautschau zu gehen. Man muß ihm ein bißchen unter die Arme greifen.“

Der zweite Brief war von Rolf und klang etwas rätselhaft. Rolf schrieb, daß er im Begriff stehe, den Tommi's auf der Insel mal einen gründlichen Schrecken einzufügen. Mehr wollte er vorläufig nicht vorausplaudern. Er bitte jedoch die Mutter, in den nächsten Tagen besonders innig für ihn zu beten, — mal nur für ihn ganz allein; die anderen Jungen brauchten es jetzt nicht so nötig wie er. — Auf einem kleinen Zettel, den er seinem Notizbuch entrisen hatte, standen in flotter Handschrift folgende Verse:

„Hinaus, mein Vogel. Zu weitem Flug. Steig' auf, dem Feinde entgegen.“

Oft schon dein treuer Fittig rich' trug —
Doch nie war der Flug so verweg'n —
Nie war das Ziel so heilig und hehr,
Nie drohten uns solche Gefahren.
Nur noch einmal vielleicht, ohne Wiederkehr
Wir des Lustreichs Patrouille waren!
Mit Gott für Kaiser und Vaterland
Werden wir nordwärts fliegen:
Unser Ziel ist das teufliche Engelland —
O Herrgott! Hilf uns siegen!"

"Allmächtiger!" — flehte die Mutter mit großen, angstvollen Augen. "Was mag er nur vorgehabt haben! Ich bete den ganzen Tag. Alle meine Gedanken sind nur ein einziges Gebet für meine Jungen!"

"Nicht übertreiben!" mahnte Fräulein Olga lächelnd. "Wenn man's dem Herrgott immerwährend ins Ohr schreit, dann wird's ihm endlich auch mal zu viel. Er weiß schon, was er tun soll. Wir sollen vor allen Dingen Vertrauen haben; das Bitten kommt erst in zweiter Linie dran."

Jetzt kam eine Karte an die Reihe, die dem Poststempel zufolge aus einem Feldlazarett stammte. Sie kam — von Werner. — Der Anblick der Schriftzüge des längst Totgeglaubten traf die sonst so standfeste Olga derart, daß sie sich an den Tisch klammern mußte, um nicht umzufallen.

Werner schrieb nur wenige Worte:

"Liebe Mutter! Ich bin verwundet, es geht mir aber schon wieder ganz gut und ich hoffe, mit dem nächsten Transport in die Heimat befördert zu werden. Dein Werner."

"Er lebt!" jubelte Fräulein Olga fassungslos und umklammerte die Freundin. "Er kommt wieder!"

"Ja," sagte Frau Viers und trocknete die Augen. "Ich muß es immer wieder lesen, sonst glaube ich es nicht. Und nun lies hier noch die Nachricht von Theo. Er schreibt, daß er in der nächsten Woche auf einige Tage zu mir kommen werde, und bittet mich, das kleine Zimmer für ihn bereit zu machen. Sieh nur, er will nicht in seiner eigenen Wohnung schlafen, sondern hier in den alten Räumen. Auch mein Aeltester hat Sehnsucht nach der Mutter bekommen."

"Na — das ist aber —" stammelte Olga. "Und du überreiche Mutter, hältst du denn das Glück alles aus, das so auf einmal über dich kommt?"

"Ach ja," sagt Frau Viers mit glänzenden Augen. "Der Herrgott hat ein Mutterherz so stark gemacht, daß es auch das Glück ertragen kann, wenn es zarter-schwer ist."

Der neue Lazarettzug, den das rote Kreuz für den Westen gestiftet hatte, war ein großes Hospital auf Rädern und faßte 250 Betten. Er bestand aus einer langen Reihe von Wagen vierter Klasse, von denen jeder zehn Betten, fünf Ober- und fünf Unterbetten enthielt, die seitlich so angebracht waren, daß in der Mitte ein Gang entstand, der mit dem des nächsten Wagens durch einen ins Freie führenden Uebergang verbunden war. Für jeden Krankenwagen sorgte ein Sanitäter, der das Essen aus der in der Mitte des Zuges liegenden Küche beschaffte, die Nachtwachen führte und die vom Arzt angeordnete Pflege der einzelnen Verwundeten überwachte. Drei Ärzte waren zur Begleitung dieses Lazarettzuges heran-

gezogen worden. Unter ihnen befand sich Dr. Theo Viers, der bis jetzt in einem Kriegslazarett in Gent tätig gewesen war und nun einige Tage in der Heimat Erholung schöpfen wollte, neue Kräfte sammeln wollte zu weiterer, blutiger Arbeit.

Der Zug hatte die französische Grenze überfahren und stand im Feindesland. Langsam, bedächtig fuhr er auf der eingleisigen Strecke weiter. Schon mehrere Male hatte er unfreiwilligen Aufenthalt nehmen müssen, weil zahllose Munitions- und Transportzüge den Weg versperrten. Ringsumher wogte das eigenartige Bild munteren Lagerlebens; Soldaten, singend und spielend, an blinkenden Nachtfuern, voller Schweiß und Mut. Nach langweiliger Fahrt war endlich die Endstation erreicht.

Man hatte die Verwundeten in die Bahnhofshalle gebracht; es waren Soldaten, die in dem nahen Feldlazarett gelegen hatten und zum Rücktransport in die Heimat bestimmt worden waren. Mit großer Vorsicht trugen die Samariter die Leidenden durch die breiten Türen und Uebergänge in den Zug, der bald gefüllt war und sich nun anschickte, seine kostbare Last in die Heimat zu tragen.

Die Lokomotive piffte hell und fröhlich, wie ein Schrei aus befreiter Menschenbrust klang der Laut durch die dämmernde Nacht. Heimat, Wiedersehen, Genesung, zum Regiment zurück, das waren die vier Pole, um die sich die Gedanken aller drehten. Die Mienen der Soldaten spiegelten Zuversicht und Zufriedenheit wieder, und die müden, wunden Glieder, die so lange schwersten Dienst hatten tun müssen, schmiegen sich wohlighin in die weichen, weichen Betten.

Die Sanitäter hatten ihre Schutzgehöhlen mit reiner Wäsche und warmen Strümpfen versehen; die Räume waren gut geheizt und erhellt. Nun wurden die Tornister und kleinen Kofferlein der Soldaten geordnet, mit Nummern versehen und nach dem Packwagen gebracht. Deutsche Ordnung und Behaglichkeit herrschte in allen Abteilen, behagliche Stille lag über den Räumen.

Lauflos glitt der Zug in die finstere Nacht hinein, der Heimat entgegen.

Die Ärzte rüsteten sich zu ihrem ersten Besuch bei den Patienten.

"Roarle, bischte da?" klang es aus einem der Betten.

"Joah!"

"Wie süßlicste dich denn, Roarle?"

"Wie im Himmel bei die Engel, Franzel!"

"Warten Sie man noch 'ne Weile" — sagte der Sanitäter zu dem Lager herauf, aus dem die Stimme vom "Himmel" gesprochen hatte. "Gleich gibt's Essen. Bouillonsuppe kriegt Ihr, und nachher ein Glas Wein. Wer will, kann auch Schokolade haben."

"Lieber was Noochbares," klang es von oben her.

"Später," sagte der Sanitäter freundlich. "Eins nach dem Andern."

"Fahren wir denn noch wirklich? Det studert ja jarnich!" rief Einer.

"Zimmer nobel. Auf Zummi und Febern," neckte ein Anderer.

Die Speisung der Mannschaften war

vorüber. Gestärkt, neu gekräftigt lagen sie in den Betten und blickten aus frohen Augen in der fremden Umgebung umher. Nur hier und da lag einer in dumpfem Halbschlummer.

Die Ärzte begannen ihres Amtes zu walten.

Achtzig Patienten hatte Dr. Viers zu versorgen. Mit gewandten, durch die Übung geschulten Händen löste er die Verbände und erneuerte sie, tat, wo es nötig war, einen kleinen operativen Eingriff, und seine milden, guten Augen blickten voll inniger Teilnahme in die von Wetter und Entbehrungen gezeichneten Gesichter, denen ein energischer, fester Zug ein erzenes Aussehen gab. Und er sah die Augen emporleuchten in dem sieghaften Glanze, den die Herrschaft des Willens und der Stolz über erreichtes Wollen verleih.

"Ein neues Volk ersticht uns in ihnen," dachte er. "Die meisten von ihnen haben jahrelang ein stumpfsinnig Werk getan, ohne Ideale und höhere Ziele. Sie haben auf Schusterbänken und Schneidertischen gesessen, an rassenden Maschinen gestanden, in Fabrikbetrieben, in Schreib- und Arbeitsstuben geschafft, tagaus, tagein, was ihnen unter die Hände gelegt wurde, und das erworbene Geld haben sie für Genüsse und Vergnügungen geopfert. Jetzt eint sie ein gemeinsames, ideales Ziel, dem sie ihre Kräfte weihen durften, und das macht sie froh. Sie haben dem Tode ins drohende Auge geschaut und ihm ihr altes Leben als Beute hingeworfen. Aus Schmerzen und Wunden erblüht ihnen ein neues Leben, das hoch über dem alten Leben stehen wird."

Von Bett zu Bett schritt der junge Arzt, und immer weicher und zarter wurde die Berührung seiner Hände. Die untere Bettreihe war versorgt, nun sollten die in den Oberbetten Liegenden an die Reihe kommen.

(Fortsetzung folgt.)



Veronika Treumann.

Erzählt von A. Burg.



Seitdem der Totengräber Treumann gelähmt war und seine Schreibarbeiten nicht mehr selbst vornehmen konnte, war man gewohnt, Veronika Treumann an seiner Stelle am Schreibtisch zu sehen. In der kleinen Stadt sagte man noch immer "der Totengräber", obgleich die Kirchenbehörde sich dafür interessierte, wie in den Großstädten den Titel Friedhofsinspektor an die Stelle der alten Bezeichnung zu setzen.

Schon der Vorgänger von Treumann, sein Vater, hatte nur die Büroarbeiten erledigt und die Arbeit des Grabhauens und Hügelaufräumens wurde von zwei ständig auf dem Friedhof beschäftigten Arbeitern besorgt, die in der Stadt wohnten. Treumann aber wohnte draußen am Friedhof und konnte von seinem Bürozimmer aus den neuen Teil des Fried-

hofes übersehen. Das war gut so. Denn es kam vor, daß dieser oder jener Angehörige, der einen lieben Toten hinausbringen mußte, einen besonderen Wunsch wegen einer Stelle hatte. Da konnte man hinausschauen und sich verständigen. Manchmal aber, wenn es sich nur um einen anderen Platz handelte, mußte die Stelle auf dem Friedhof selbst in Augenschein genommen werden. Vater Treumann stülpte sein Samtkäppchen auf den Kopf und begleitete den Besteller hinaus durch die langen, langen Gräberreihen. Vater Treumann wußte Bescheid auf seinem Friedhof — er war ja da aufgewachsen: da lag der älteste Jahrgang und hier der jüngste und drüben die Erbbegräbnisse und jenseits des alten Weichenweges, den man so nannte, weil dort im Frühling dicke Weichenbeete blühten, lag der Grustplatz für die Kinder. Und dort drüben, am ältesten Teil, wo die verfallenen Gräber waren und die schiefen, verwitterten und rostigen Kreuze, da lag eine abgegrenzte Stelle, wo man einige Selbstmörder gebettet hatte. Nicht viele! Es war sehr selten einmal vorgekommen, daß in Winstedt sich jemand früher in der Ewigkeit gemeldet hatte, als ihm bestimmt war.

Nun aber, da Treumann gelähmt war, mußte seine Tochter alles besorgen, die schriftlichen Arbeiten und was sonst dazu gehörte. Deshalb nannte man Veronika Treumann „Fräulein Totengräber“.

Veronika Treumann, die erst siebenundzwanzig Jahre alt, erschrak zuerst, als sie zufällig einmal von ihrem Titel erfuhr. Aber dann lächelte sie darüber. Es war doch selbstverständlich! Sie war ja auch im Hause am Friedhof aufgewachsen, und seit ihr Mütterlein, das man bestattete, als sie vierzehn Jahre alt war, dort ruhte, erschien er ihr erst recht wie ihre Heimat.

Wohl war sie zaghaft gewesen, als sie die ersten Male selbständig die Eintragungen gemacht, die Papiere geprüft, das Geläut bestellt, die Einzelheiten der Bestattung mit den Bestellern besprochen



Primitive aber zweckmäßige Apparate für Gelenkbewegungen im Kriegslazarett in Grajewo.

hatte, aber nach Jahr und Tag war ihr diese Arbeit gewohnt und lieb geworden. Die Leute verhandelten auch gern mit ihr. Sowohl die Reichen und die Honoratioren, die ihre Lieben entweder in schon bestehende Erbbegräbnisse betten ließen oder neue Gräber an den Hauptwegen kauften, als auch die ärmeren und die ganz armen, für die die Gruststellen wohlfeiler waren. Veronika hatte eine stolze Ruhe, eine so wohlthuend teilnehmende Art, die die traurigen Verhandlungen oft so erleichterte. Sie war nie geschäftsmäßig kühl oder kurz, sondern hörte geduldig manche lange Erzählung, manche überflüssige Einwendung an. —

Ernst und freundlich war Veronika Treumann immer gewesen, und die Leute meinten, daß die Nähe des Friedhofes sie so ernst und still gemacht hätte, aber so ganz recht hatten sie damit nicht.

Ernst und still war sie vor drei Jahren,

kurze Zeit ehe der Vater krank wurde, wiedergekommen, nachdem sie drei Jahre in Hamburg bei der Mutter ihrer Mutter gewohnt hatte, die letzten Lebensjahre der alten Frau zu verschönen. Da hatte sie geglaubt, das Glück ihres Lebens gefunden zu haben. Ihr Oheim war Kapellmeister der Kapelle eines der ersten Theater, und der erste Geiger und Veronika hatten einander geliebt, treu und innig, wie eben junge, frohe Liebe ist. Um mehr zu verdienen, nahm Walter Karting ein Engagement nach Amerika an, und als sie voneinander schieden, wußten sie, daß sie sich erst angehören könnten, wenn Walter zurückkehrte, wenn er sich eine Heimat für ein geliebtes Weib schaffen konnte.

Aber schreiben wollten sie sich, damit sie doch voneinander hörten. Hin und wieder flogen die Briefblätter über den Ozean — kurze nur von Veronika, was gab es viel zu berichten von dem stillen Leben im Totengräberhause am Friedhof zu Winstedt? Lange von Walter Karting, die von den Reisen in der neuen Welt, von ihrem Glanz und seinen Erfolgen Kunde brachten. Und dann blieben seine Briefe aus, und sie war zu stolz, um weiter zu schreiben — wie sie das befriedigte, als sie zufällig in einer Hamburger Zeitung die Nachricht fand, daß der deutsche Geiger Walter Karting vorläufig in Amerika bleiben würde, wo er sich mit einer deutschen Sängerin vermählt hatte.

Von jener Zeit an war Veronika nicht nur mit ihrem Pflichtgefühl die Pflegerin und Vertreterin ihres Vaters geworden, sondern mit ganzem ungeteilten Herzen.

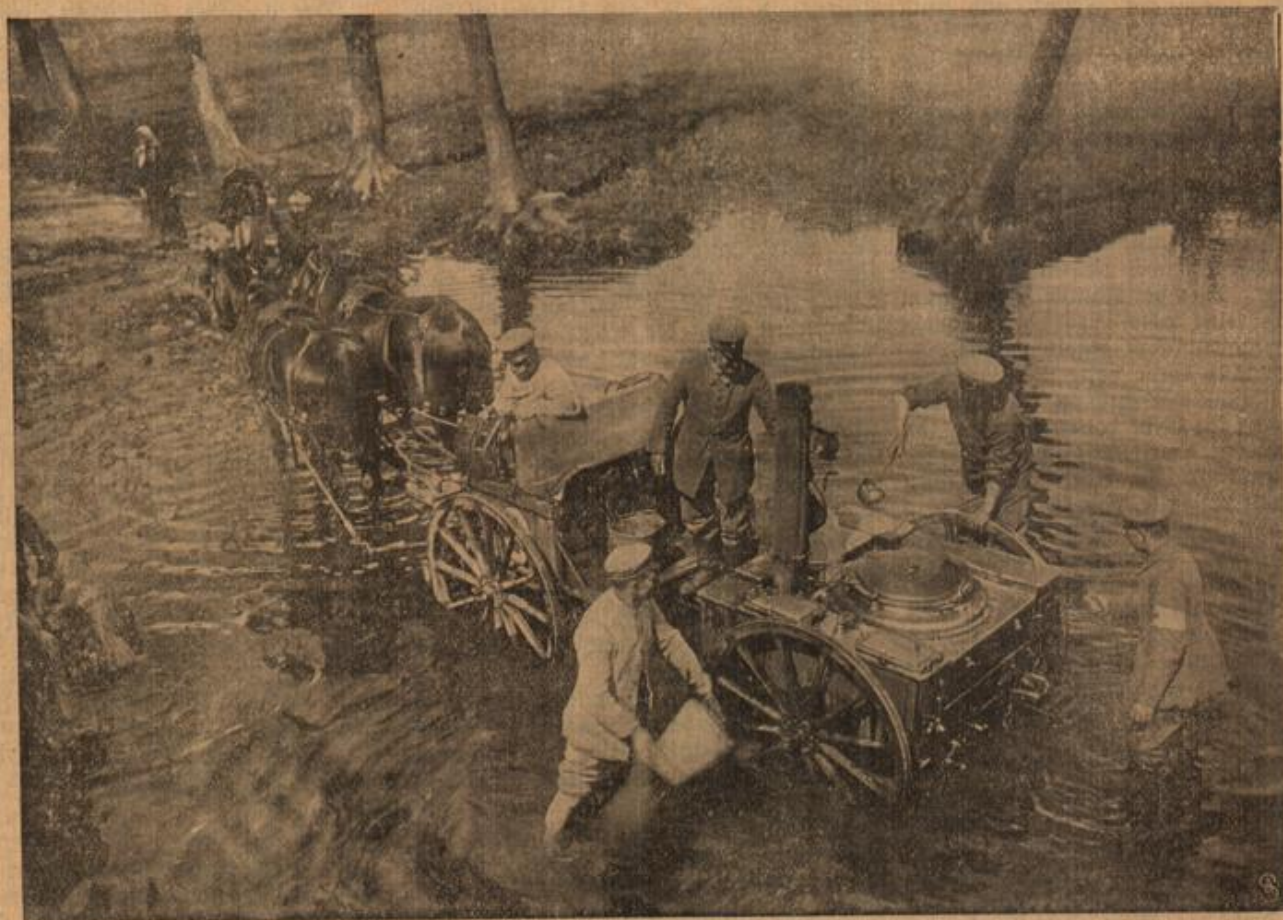
Die Freundinnen, mit denen sie aufgewachsen war, von denen manche sich verheiratet hatte, suchte sie gar nicht mehr auf, Einladungen lehnte sie im Hinblick auf ihre Doppelpflichten ab, so kam's, daß sie sich nur mit ihnen begrüßte, wenn sie der Weg gerade einmal auf den Friedhof führte oder auf den Friedhofswall, der die ganze Länge des stillen Gottesackers säumte.

Der junge neue Kantor, der von auswärts gekommen war, und der öfters wegen der beim Begräbnis auszuführenden



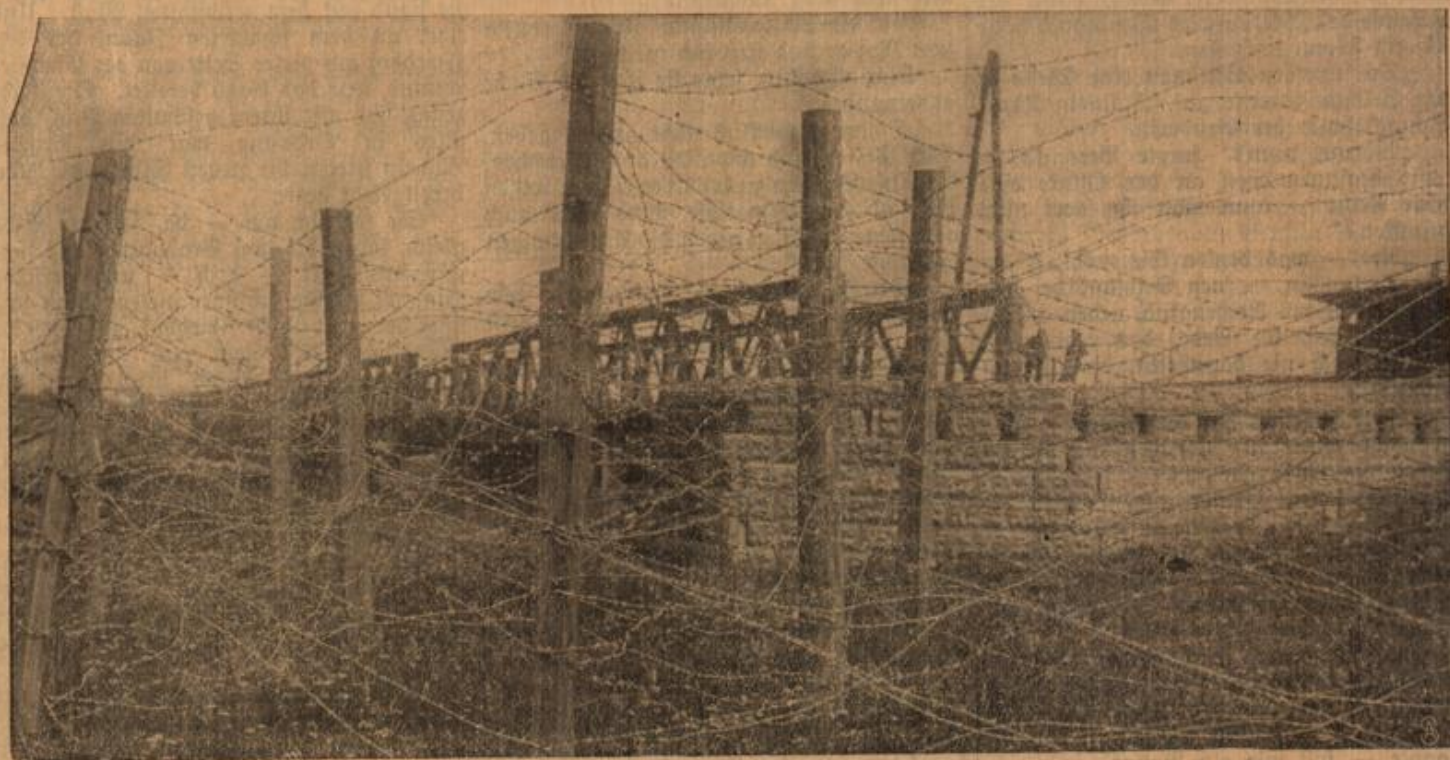
Freilichtbadeanstalt (Wannenbäder und Duschen) hinter der Front.

Vom östlichen und westlichen Kriegsschauplatz.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Die „Gulaschkanone“ wird in einem flachen Flußbett gereinigt. Phot. Groß.

Unsere Feldgrauen haben es schnell gelernt, sich in die harten Notwendigkeiten des Krieges zu fügen. Das Volk in Waffen hat seine Probe, die größte der Weltgeschichte, glänzend bestanden. Das hat sich nicht nur in den großen Kämpfen erwiesen, wo es um weitfliegende Entscheidungen ging, sondern auch bei allen Einzelheiten und Kleinigkeiten. So zeigt unser oberes Bild eine Anzahl Soldaten, die unmittelbar hinter der Feuerlinie die so beliebte Gulaschkanone in einem Flußbett reinigen. Nicht so friedliches Leben an der Front atmet das untere Bild. Es veranschaulicht die ungeheuren Schwierigkeiten, die unsere Feldgrauen beim Vordringen in Feindesland zu überwinden haben.



Russische Betonbefestigungen und Drahtverhaue vor einer Eisenbahnbrücke.

Gefänge mit Veronika zu tun hatte, bat sie, seine Frau zu werden. Veronika sah ihn freundlich und erstaunt an und sagte ein klares, bestimmtes „Nein“, und dann reichte sie ihm die schmale Hand und sagte ihm, daß sie darum doch Freunde bleiben könnten, damit Vater Treumann die ihm lieben Besuche des Kantors, der ihm vorlas oder Schach mit ihm spielte, nicht entbehren sollte.

Das war nun schon lange her. Im Kantorscheute schaltete eine freundliche blonde junge Frau, und die beiden blonden Kantormädel liebten Tante Veronika sehr. Und der Kantor wußte kaum noch, daß seine erste Liebe dem ersten Fräulein Totengräber gegolten hatte.

Treumanns Geist hatte sich ganz umnachtet, einmal war auch in der Gemeinderatsitzung die Rede davon gewesen, ihn zu pensionieren, aber man fand, daß Fräulein Totengräber ihr Amt so sorgfältig und tatkräftig verwaltete, daß es vorläufig so bleiben sollte, ja man erwog den Gedanken, im Fall von Treumanns Tod seiner Tochter das Amt zu lassen.

„Sie ist ja nun nicht jung mehr“, sagte Senator Kühlewein, „so an die vierzig muß sie doch sein — ich glaube, sie ist mit meiner Christine zusammen zur Schule gegangen, und die ist seit 'nem halben Jahr Großmutter.“

Und Pastor Habermann, der etwas für die moderne Frauenbewegung übrig hatte, meinte, daß eine Frau ebenso gut Totengräber sein könne wie ein Mann.

Der Staat stellt Frauen an im Bibliothek, im Post- und Eisenbahndienst, da wird es doch das Recht einer Kirchenbehörde sein, eine Frau als Friedensinspektorin anzustellen.“

Zum erstenmal, seit Veronika Treumann ihr Amt verwaltete, handelte es sich um einen Selbstmörder.

Der Gendarm kam, der Polizeidiener kam: auf der Winstedter Grenze hinter der Scheune des Alderbürgers Wendepoth hatte sich ein Mann erschossen.

„Da schreiben Sie man eine Stelle in der Selbstmörderrede auf, Fräulein Treumann“, sagte der Gendarm.

„Warum denn?“ fragte Veronika — „wir beginnen eben an der Oede eine neue Reihe — kann man ihn dort nicht bestatten?“

„Ne — was denken Sie wohl, Fräulein Treumann, — 'nen Selbstmörder hier in Winstedt ins Reihengrab, neben andere Tote in geweihte Erde, das geht nicht, das ist noch nie dagewesen, das ist unmöglich.“

„Aber vielleicht hat der Mann in Geistesnacht oder in Verzweiflung seinem Leben ein Ende gemacht — keine Hand hat sich rettend seiner angenommen — vielleicht — wir wissen es nicht, hat er in seiner Not gebetet, und sein Gebet ist nicht erhört worden — Gott wird ihn richten, Herr Gendarm, — dürfen wir armen Menschen das?“

Der Gendarm strich seinen martialischen Schnurrbart, der Polizeidiener wisch sich eine Träne aus dem Auge. Wie das Fräulein Totengräber eindringlich reden konnte — fast wie ein Pastor.

Aber sie zuckten beide die Schulter. „Was an uns ist, Fräulein Treumann — wir sind ja nun so etwas wie aufgeklärte Leute, und mag ja auch so gewesen sein, wie Sie sagen — unsertwegen könnt er ja nun auch da mitten den Winstedter Bürger liegen — aber sehen Sie, unsere Winstedter — die erlauben das nicht — Peter Schnaller war schon deswegen auf dem Amt, daß wir den Sarg mit dem Leiche vom Spritzenhaus nicht mit dem Leichentwagen herbringen —, dann wollen die Winstedter für ihre Leichen den Wagen nicht mehr benutzen, und neue Stride sollen gekauft werden zum Herunterensenken, und die sollen dann wieder fortgesetzt werden — nein — nein, es geht nicht.“

„Nein, es geht nicht“, echote der Polizeidiener, „lassen Sie man die Gruft da unten machen — wir bringen den Sarg dann, wenn's dunkel ist, die Arbeiter sind ja da.“

Ein fast bitterer Zug legte sich um Veronikas feinen Mund: „Dann lassen Sie den Sarg auch wohl über den Zaun heben?“ fragte sie lachlich.

Der Polizeidiener und der Gendarm sahen sich unschlüssig an.

„Ich meine nur, wenn das eine nötig ist wegen der Ruhe der Bürger, so ist das andere auch nötig!“ Klar und bestimmt fielen die Worte Veronikas über die Lippen.

„Na, das wird nun nicht gehen, der Zaun ist zu hoch — und die Leute wollen es bei jeder Arbeit doch nicht unnütz schwer haben. Da lassen Sie den Polenz man die letzte Tür offenhalten, die, wo er immer den Schutt und die alten Blumen rausbringt. Also um sieben Uhr morgen abend — adieu, Fräulein Treumann!“

Veronika sah vor ihrem großen Buch und starrte auf die letzte Eintragung.

Ein Unbekannter erschossen aufgefunden — die Adresse für die Grabstelle war noch nicht ausgefüllt.

Um die Mittagstunde ging Veronika zum Pastor und ließ sich melden.

Klar und kurz setzte sie ihm die Sache auseinander.

„Sollte es wirklich nicht anders gehen, Herr Pastor, sind wir nicht auch Menschen, die Anfechtungen zu erdulden haben, wissen Sie, ob der heimatlose Tote nicht auch nach seinen Kräften gegen die Anfechtungen gekämpft hat?“

„Gewiß, Fräulein Treumann, wir können das nicht wissen — wenn es nach mir ginge — so würde ich sagen: Lassen Sie den Toten in Gottes Namen auf dem Friedhof ruhen, ich würde — ja, ich würde, annehmend, daß sein Geist umnachtet, daß seine Seele zerrüttet war, ihm den letzten Segen nicht verweigern — aber — hier hat unsere Meinung gar nichts zu sagen, hier spricht alter Volksbrauch — und der ist in gewisser Art auch geheiligt. Der Volksbrauch würde uns nicht verstehen — wir sind machtlos gegen ihn.“

Da ging Veronika Treumann still und nachdenklich nach Hause.

Der Sturm tobte um das Totengräberhäuschen, und die tiefe Dämmerung sank hernieder, als ihre Dienerin den Arbeiter

Polenz meldete. Er berichtete, daß er Feierabend mache, und legte die Schlüssel hin.

„Der von der Laubpforte fehlt, aber wir bleiben ja noch — wir machen noch das Grab an der Ede fertig, Fräulein Treumann.“

„Wie lange kann das noch dauern, Polenz?“

„Na, vor'ner Stunde werden sie nicht ran sein, es soll ja erst noch dunkler werden.“

Polenz sagte das auch mit großer Selbstverständlichkeit. Dann entfernten sich seine schweren Tritte.

Veronika hüllte sich in einen dunklen Regenmantel, nahm einen schwarzen Schleier über die blonden Haare und trat durch die Hintertür ins Freie, zunächst in den kleinen Blumengarten, der zwischen Haus und Friedhof lag, dann öffnete sie die Pforte zum Friedhof. Am Himmel jagten dunkle Wolken und verhüllten die Mondsichel und die Sterne, um dann plötzlich sie wieder aufblitzen zu lassen. Und hier rauschten die Bäume über den Gräbern, und die Kreuze und Steine leuchteten unheimlich dazwischen. Aber Veronika kannte kein Grauen — der Ruheplatz der Toten war ihr vertraut wie ihr Zimmer, wie ihr Garten. Ihm hatte nun schon zwei Jahrzehnte ihres Lebens Arbeit gegolten, ihm würde die Arbeit ihres Lebens ferner gelten.

Auf Seitenwegen schritt sie zur Selbstmörderrede, wo sie das neue Grab wußte. Sie hatte sich einreden wollen, daß sie nur ihre Pflicht hertrieb, die Pflicht, sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung sei, aber — es war etwas anderes, es war das Verlangen, auch dem Selbstmörder, dem toten Fremdling die ewige Ruhe zu bereiten.

Da waren die zerfallenen Gräber — da, ein Sprung über die kleine Hecke — sie stand auf dem zerwühlten Platz. Und hart an dem schwarzen Zaun, der den Friedhof auf dieser Seite von der Chaussee trennte, war das Grab bereitet. Sie überzeugte sich mit ihrem geschulten Blick, daß alles in Ordnung war, ein bitteres Lächeln streifte die neuen Stride, die man bereitgelegt hatte.

Sie sah sich um — da, fast der Erde gleich, lagen die drei Grabstätten aus vergangener Zeit — doch — und derselbe Himmel wölbte sich über diesem Platz wie über dem geweihten Friedhof, und dieselbe Mondsichel trat jetzt aus den dunklen Wolken, derselbe Wind strich durch die Zweige der Bäume, und der Ruf des Käuzchens von der alten Stadtmauer her war hier so gut zu vernehmen wie dort.

Schließen sie wirklich hier nicht so friedlich wie jene Schläfer dort?

O doch — sie schließen!

Ein tiefes Erbarmen flog durch Veronikas Herz — und, einer plötzlichen Eingebung folgend, kniete sie auf dem feuchten Boden nieder und verrichtete ein stilles Gebet.

Langsam wandte sie sich dann und ging den Weg zurück, und eine Stunde darauf legte Polenz den Laubpfortenschlüssel vor sie hin.

„Ist alles fertig — Fräulein Trenmann.“

Ein volles Jahr später ließ sich der Gendarm bei Veronika melden. „Wieder ein Selbstmördergrab?“ dachte sie unwillkürlich.

Aber er kam, um die Eintragung von damals berichtigen zu lassen. „Wir wissen jetzt, wer der Tote war, der sich hinter Wendepoths Scheune erschossen hat — von der Hamburger Polizei haben wir die Papiere — es handelt sich um einen Musiker mit Namen Walter Harting.“

Da zitterte zum erstenmale Veronikas Hand, als sie die Feder nahm und nachträglich den Namen in ihr großes Buch schrieb.

Und dann stand sie im hellen Sonnenschein draußen am Grab am Baum — nie wieder hatte sie vom dem Geliebten ihrer Jugend gehört, nie wieder war ein Zeichen seines Gedankens zu ihr gedrungen, aber sie ahnte, nein, sie wußte jetzt, daß er auf dem Wege zu ihr gewesen war — und hatte kurz vor dem Ziel dennoch zur Waffe gegriffen. Aber dieses Geheimnis quälte sie nicht mehr — ein stiller Friede war über sie gekommen: so ruhelos und friedlos vielleicht sein Leben gewesen — sie hatte, ohne zu wissen, für wen, diese letzte Ruhestätte geweiht — ihm zum Frieden verholfen —

Als Fräulein Totengräber starb, schüttelten die Leute den Kopf über ihr Vermächtnis. Ihr kleines Vermögen fiel der Kirchenbehörde zu, es sollten von den Zinsen arme Witwen und Waisen, deren Ernährer auf dem Friedhof ruhten, unterstützt werden.

Und ein Teil der Zinsen sollte verwendet werden zur Instandhaltung des einzigen Selbstmördergrabes, das während ihrer Amtszeit dort errichtet war.

Die Post im Dienste des Staates.

Postalische Plauderei von A. Petersen.

Wie oft hörte man vor dem Kriege die entrüstete Frage: „Ist diese Behörde eigentlich des Publikums wegen da, oder ist das Publikum der Behörde wegen da?“ Und gerade in den Schaltervorräumen der Behörde, mit welcher das Publikum am häufigsten in Berührung kommt, konnte man am meisten derartige Entrüstungsrufe hören. Welche Pflichten die Post gegenüber jedem Staatsbürger hat, ist ja durch Verfassung und Postgesetz festgelegt. Wir wissen, daß die Post unsere vorschristsmäßig aufgeliesserten Briefsendungen usw. annehmen, befördern und ausändigen muß, wenn sie nicht die öffentliche Ordnung und die Sittlichkeit gefährden. Allein aus dieser letzten Einschränkung ergibt sich schon, daß die Post nicht allein Verpflichtungen gegen das Publikum, sondern auch gegen den Staat zu erfüllen hat. Außerdem haben ja die Einnahmen der Post den Staatsfiskus zu füllen, wodurch sie direkt dem Staate und nur indirekt dem Steuerzahler dient.

Wenn wir in der Geschichte der Völker auf die ersten Anfänge postalischer Einrichtungen zurückgehen, so finden wir, daß sie Jahrhunderte lang lediglich den Staatsgeschäften dienten. So die Läufer der egyptischen Pharaonen wie die berittenen Kuriere der Perserkönige. Der Läufer von Marathon und Uria, der betrogene Mann der Bath-Seba, sind trotz ihrer postalischen Aufträge natürlich nur Einzelercheinungen. Die Eilboten und Frachtposten, die dank der großzügigen Straßenbauten im Zeitalter der römischen Republik schon eine große Vordrängung zeigten, dienten auch ausschließlich dem Militär- und Staatsdienst.

Die Wirten der Völkerwanderung führten einen gewaltigen Rückschlag herbei, und im Mittelalter entstanden neben den Kurierten der Fürsten und Höfe zum erstenmal postalische Einrichtungen, welche allerdings nicht dem großen Publikum, wohl aber einzelnen Interessengruppen dienten, z. B. die Metzgerposten, Klosterboten, Boten der Hochschulen und Orden. Erst die von Franz v. Taxis eingerichtete Postverbindung zwischen Wien und Brüssel im Jahre 1516 legte den Grund zu unsern modernen postalischen Einrichtungen. Aber obgleich sie sich dann unter den Thurn und Taxischen Generalpostmeistern immer mehr entwickelten, konnte von Rechten des Publikums der Post gegenüber kaum gesprochen werden, und wie es uns in Schillers Don Carlos so deutlich vor Augen tritt, war von einem Briefgeheimnis nicht die Rede, und die absoluten Herrscher tyrannisierten die Post. Erst Preußen gewährte als eins der fünf Grundrechte seinen Staatsbürgern die Wahrung des Briefgeheimnisses, bevor noch im Jahre 1867 die Taxische Post auf Preußen und den Norddeutschen Bund überging. Wir wissen, welche gewaltige Arbeit die norddeutsche Post unter Stephan, dem „Weltpostmeister“, während des Krieges 1870/71 zu leisten vermochte. Ihrem geregelteren sicheren Betrieb verdankten es die deutschen Truppen, daß sie neben den Kämpfen und Entbehrungen nicht auch noch unter der Ungewißheit, wie es daheim stehe, zu leiden hatten. Obendrein noch gelang es der deutschen Verwaltung, den öffentlichen Postbetrieb in den okkupierten französischen Landstrichen herzustellen, besser, als er unter französischer Leitung gewesen war. Nach Gründung des Reiches wurde ja die Verwaltung der Post für alle Bundesstaaten mit Ausnahme von Bayern und Württemberg (Art. 48—51 der Reichsverf.) gemeinschaftlich. Und welchen Aufschwung diese Vieseninstitution in den vierundvierzig Jahren des Friedens genommen hat, zeigen die gewaltigen Zahlen der Statistiken. Natürlich war in den Jahren nach 1871 die Erinnerung an das Jahr 1866 noch nicht getilgt, und da ist es nicht zum wenigsten der Gemeinschaftlichkeit der Postverwaltung zu danken, an dem allmählichen Vermischen der „Maingrenze“ beigetragen zu haben. Beamte aus Schleswig-Holstein wurden nach dem Elbfuß versetzt, während Sachsen im Rieker Bezirk Dienst taten. Ostpreußen saßen in Kon-

stanz am Schalter, wohnten bei dortigen Bürgerfamilien, und Westfalen zeigten in der Uniform, daß die Westdeutschen „auch Menschen“ sind.

Bahnpostbeamte aus allen deutschen Gauen fuhren durch die deutschen Lande, und gerade die Postbeamten, die infolge ihres fortwährenden Verkehrs mit dem Publikum und infolge der vielen Verletzungen eine gewisse Gewandtheit im Umgang mit Menschen erworben haben, haben nicht wenig dazu beigetragen, daß Deutschlands Stämme in Nord und Süd, Ost und West sich im Laufe der Jahre näher gekommen sind.

Als Anfang August des ewig denkwürdigen Jahres 1914 die vielmillionenköpfige Horde unsrer Feinde den gewaltigen aller Kriege gegen uns entfachte, wurde auch die deutsche Postverwaltung vor eine tiefig schwere Aufgabe gestellt. Mehr als 70 000 Kräfte ihres geschulten Personals wurden zu den Waffen gerufen, außerdem mußte sie viele Beamte an die Feldpost auf den verschiedenen Operationsgebieten abgeben, und die Eisenbahnen, die ihr im Frieden laut Gesetz in erster Linie dienstbar sind, hatten jetzt erst die Truppen-, Munitions- und Provianttransporte zu besorgen, bevor sie die Beförderung von Postsendungen bewerkstelligten. Unter solchen Umständen war es für den jetzigen Staatssekretär des Reichspostamts eine undankbare Aufgabe, der Nachfolger des großen Weltpostmeisters zu sein. Eigentlich aber ist es nur ein Beweis, wie hohe Anforderungen wir an unsere Reichspost zu stellen gewohnt sind, wenn Klagen laut werden, daß ein Brief vom Reichsinnern zum Schützengraben länger als acht Tage „läuft“. — Ich bezweifle, daß es der französische Bürger und der für tollen Nebanchemwahnslampfende Pionpion auch nur annähernd so gut hat. — Aber nicht allein jeder, der sich jetzt der Feldpost bedient und draußen erfahren durfte, mit welcher Opferwilligkeit und Tapferkeit die Feldpostbeamten ihre Pflicht erfüllen, — viele von ihnen erwarben sich schon das Eisene, — sondern auch die Bevölkerung der besetzten Gebiete muß der organisatorischen Begabung unserer Postverwaltung Anerkennung zollen. Wie in der Verwaltung, dem Eisenbahnwesen, in Finanz-, Industrie- und Landwirtschaftsangelegenheiten die deutschen Behörden in Belgien die Wunden des Krieges zu heilen sich bemühen und in manchen Fragen — wie z. B. Schule und Sittlichkeit — viel lehrreicher wirken als früher die Belgier selbst, so warteten auch der deutschen Postverwaltung wichtige Aufgaben. Kreispostämter wurden eingerichtet, und von diesen werden die kleineren Verkehrsanstalten beaufsichtigt und geleitet. Zum Teil sind die früheren belgischen Postbeamten von unsrer Verwaltung in Dienst genommen, und vielleicht haben unsere deutschen Stephanjünger dort nicht allein Gelegenheit, ihren belgischen Kollegen Achtung vor deutscher Arbeitsfreudigkeit und Dienstauffassung abzurufen, sondern ihnen auch deutsches Wesen näherzubringen, wodurch sie unserem Vaterlande indirekt einen großen Dienst erweisen können.

Ernst und Scherz

Wie tötet man Mäse am leichtesten?
Diese Tiere haben bekanntlich eine wahre Unverwundlichkeit ihrer Lebenskraft. Man nimmt eine Schüssel mit kaltem oder lauwarmem Wasser, gießt einen Löffelkopf

Seydlitz und der Landrat. Als der berühmte Reitergeneral v. Seydlitz noch Major bei den weißen Husaren in Trebnitz war, erfuhr er, daß ein Landrat der Nachbarschaft dem General v. Nazmer, dem Chef des Regiments, alles, was sich bei der Schwadron zutrug, in gehässiger Weise zuflüsterte. Das forderte Rache, und die Gelegenheit dazu machte Seydlitz ausfindig. An einem trübem, nebeligen Herbsttage ließ er die Straßen, die der Verleumder durch-

ihm durch Dick und Dünn auf die Feldwache folgen. Hier entschuldigte der wachhabende Unteroffizier die Handlungsweise der Soldaten und entließ den Landrat wieder. Derselbe tappte sich durch den Nebel zu seinem Wagen zurück. Doch kaum war er hundert Schritte weiter gekommen, da wurde er wieder angehalten, wieder über Stock und Stein geschleppt und wieder entlassen. So ging es ihm auf dem ganzen langen Wege: man schleppte ihn bergauf und bergab, herüber und hinüber, vorwärts und rückwärts und lehrte sich an sein Schimpfen ebensowenig als an seine Versuche, Widerstand zu leisten. Endlich kam er halb ohnmächtig vor Wut und Müdigkeit bei dem Hauptposten an, den Seydlitz selbst befehligte. Hier brach er in laute und endlose Klagen aus. — Seydlitz hörte sie ruhig an, als aber der Landrat erschöpft innehielt, entgegnete er in gemessener Ruhe, er bedauere zwar das Mißgeschick des Herrn Landrats, aber müsse seine Soldaten damit entschuldigen, daß sie erfahren hätten, an nebligen Tagen, wie heute einer sei, schleiche sich ein infamer Spion und Verleumder zu ihrem General; ihr Mißtrauen erstrecke sich auf jeden, und es tue ihm nur leid, daß sie gerade den ehrlichen Herrn Landrat erwischt hätten. Nie hörte man seitdem wieder von Angebereien und Verleumdungen der Seydlitzschen Schwadron; auch lief keine Klage ein gegen den Major und seine braven Husaren.



Flinke Hände.

... Sind immer so flink schon und fleißig gewesen
Mit Nadel und Löffel, mit Harke und Besen . .
Strickten so manchmal schon Röckchen und Mägel,
Stricken nun wollene Socken und Stüßel.
Für die Krieger weit draußen im Felde
An Weichsel und Rhein, an der Maas, an der
Schelde . .

Gar flink durch die Hände fliegt das Gestricke, —
Sie denkt an der Feinde Blutgier und Tücke, —
Und denkt an der Enkel blondwehende Locken —
Und strickt tausend Wünsche hinein in die Socken, —
Und strickt — trüb denkend der blutigen Scharmügel
Großmuttergebete hinein in die Stüßel . .

Zust sieben Enkel hat sie im Felde,
An der Weichsel und Memel, Maas, Sambre
und Schelde. —

Und sie weiß es, alle, deutsch tapfer und bieder,
Kommen als Sieger — oder niemals mehr wieder . .
Nun stricken so eifrig, behend ohne Ende . .
Die lieben, die fleißigen flinken Hände . .

Eugen Stangen.

Weineßig hinzu und schüttet die Mäse hinein. Diese drehen sich dann zwei- bis dreimal herum und in einer halben Minute sind die Mäse tot; den anhaftenden Schleim kann man leicht mit den Fingern abstreifen. Die Mäse sehen dann blau aus, zucken nicht mehr und können nun leicht ausgenommen werden. Durch Nachspülen mit klarem Wasser wird der etwa besorgte Essiggeschmack beseitigt.

fahren mußte, mit Husarenposten besetzt und gab denselben seine geheimen Befehle. Kaum war der Landrat ein Stück gefahren, so scholl ihm ein donnerndes „Halt!“ entgegen. — „Aber was will Er denn?“ schrie er erstaunt dem betreffenden Husaren zu, „ich bin ja der Landrat!“ — „Ist mich ganz egal,“ brummte der Husar, „marsch, vorwärts auf die Feldwache!“ Wohl oder übel mußte der Landrat aussteigen und

Rätsel-Ecke

Dreißigbüßiges Kriegs-Silbenrätsel.

Den 1 sie sahen gar zu oft
In Höfen, Dörfern, Städten,
2-3 dagegen wohl gefiel.
Ach, wenn sie ihn nur hätten.

Doch muß er schön bereitet sein
Zu 1, 2, 3-Paketen.
Sie machen dann den 1 daraus
In Höfen, Dörfern, Städten.

Zweißigbüßiges Rätsel.

1 ist's, so sprach der biedre Gren,
Daß wir nicht Herrn der Meere.
Es brachte der verwünschte Krieg
Uns manche wichtige Lehre.

Mit 2 der Feinde buntes Heer
Stürmt gegen unsre Schützen.
Doch Asquiths 2 und Delcassés,
Sie werden nichts mehr nützen.

Mit 1-2 denken an den Schluß
Wohl die neutralen Lande.
Doch 1 wird Deutschlands Ruhm erblihen
Trotz Feindes 2 und Schande.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Wortspielrätsels: Flügel; des zweißigbüßigen Rätsels: Hauptmann; des Rätsels: Träger, träger; des Begierbüßes: Bild auf den Kopf stellen, zwischen den Bäumen steht der Fels.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Jöring, Berlin.

Druck: Jöring & Sohn, Berlin S. O. 16.